

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊠ | SCHERZ

Andrea Di Stefano

TUTTO BENE

Ein Lago-Maggiore-Krimi



 | SCHERZ

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. FISCHER Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Scherz

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-00068-1

ICH WOHNE IN EINEM TURM AUS DEM MITTELALTER. Er ist grau, viereckig und hoch, hat Zinnen ganz oben. Er sieht genauso aus wie der Turm der Ritterburg, mit der ich als Kind gespielt habe. Sagt das etwas über mich aus? Ist mir egal. Oder anders ausgedrückt: Ich lasse die Frage jetzt nicht zu. Die Frage, die mich interessiert: Welchen Groove hat dieser Sommer? Was sind die richtigen Töne dafür, und kann man das ganze Leben in einen einzigen Satz packen?

Ich heiße Lukas Albano Geier. Mein Turm steht über einer kleinen Ortschaft am Lago Maggiore. Der Lago Maggiore ist ein vierhundert Millionen Jahre alter Gletschersee in den Alpen. Die Spitzen der Berge, die ihn umgeben, bleiben auch im Sommer weiß vom Schnee. Der alte Leonardo hat mir mal gesagt, wenn die Sehnsucht in deinem Leben so stark ist, dass du es nicht mehr aushältst, dann musst du hierherkommen. Hier ist die Heimat der Sehnsucht. Und Lara, da waren wir beide noch ganz jung, hat mir am Lago Maggiore beigebracht, dass die Sehnsucht keine Richtung braucht, kein Ziel. Dass sie ein Naturereignis ist, ein Stoff. Manche Menschen brauchen ihn zum Leben.

Ich fürchte, ich bin so einer. Seit drei Jahren bin ich jetzt hier in diesem Turm. Meine Zimmer liegen nicht neben-

einander, sondern übereinander, vier Stück, Wendeltreppe dazwischen. Wir leben allein hier, wir beide, meine Sehnsucht und ich. Das muss ich mir immer wieder sagen: Ich bin hierhergekommen, um ein neues Leben zu führen, andere Melodien zu suchen als bislang.

Das muss ich mir immer wieder sagen: Ich will nicht mehr von zu vielen Menschen umgeben sein, die von mir etwas wollen, von denen ich aber nichts will. Ich will nicht von Gegenständen umgeben sein, die mein Leben aufgesucht haben und nicht mehr weggehen, zum Beispiel von dem antiken Garderobenständer aus Mahagoni, den mir eine Freundin zum Abschied ans Herz legte. Ich will, wenn ich aus dem Fenster schaue, Weite sehen, keine Enge, ich will Farben sehen, Blumen, keine grauen Hinterhöfe, Wasser, keine Straßen. Ich will blauen Himmel. Nachts will ich eine Eule hören und die Karaoke-Bar unten im Ort.

Das muss ich mir immer wieder sagen, damit ich es nicht vergesse: Ich bin kein Kriminalkommissar mehr, und ich will auch keiner mehr sein.

An diesem Vormittag schaue ich ganz oben aus dem Fenster und sehe Ambrogio. Er sitzt unten vor dem ehemaligen Eselstall, den ich zum Musikstudio umgebaut habe, und raucht eine Zigarette. Er sitzt dort eigentlich immer und raucht eine Zigarette, zottelig, traurig, vorwurfsvoll, in dem immer gleichen grünen Pullover. Ambrogio, ein Gegenstand, der mein Leben aufgesucht hat und nicht mehr weggeht. Die zwei Nächte, höchstens drei, die er auf dem Feldbett im Studio übernachten wollte, nachdem ihn seine Frau rausgeschmis-

sen hat, sind schon lange vorbei, jedenfalls so lange, dass in Rom inzwischen schon zwei neue Regierungen gebildet wurden.

Mein Turm hat viele kleine Fenster, die früheren Schießscharten, und ein riesiges Fenster, das sich über die obersten zwei Etagen zieht. Mein Blick aus der Küche ganz oben ist atemberaubend. Die Berge, der Himmel, das Wasser. Heute alles wie versilbert, sogar die Blätter der Bäume haben diesen Schimmer. Unten zündet sich Ambrogio die nächste Zigarette an. Ich weiß ganz genau, worauf er wartet, womit er rechnet: dass ich ihm Kaffee bringe. Aber der Anblick von Ambrogio ist nicht das Einzige, was mich von der Weite ablenkt. Ich sehe auch ein Dutzend kleine Metallkäfige auf dem Dach des Studios, in den Sträuchern drum herum, unter den Steinbänken. Installiert hat sie ein Jagdexperte. Ein gepriesener Spezialist für Siebenschläfer, eine Tierart, die Hausbesitzer am Lago Maggiore zum Wahnsinn treibt. Eine Art Eichhörnchen, freundlich, intelligent, süß. Würde man mit Siebenschläfern ins Kino gehen – kein Problem. Zieht ein Rudel aber unterm Dach ein, wird alles angefressen, Balken, Kabel, Dämmmaterial. In einem Studio mit viel Elektronik fühlen sie sich offensichtlich besonders wohl. Siebenschläfer arbeiten nur nachts.

Die Käfige, die ich morgens sehe, sind immer leer. Jetzt ruf ich den Kerl an und werde ihn fragen, wie er seine Jagdstrategie zu schärfen gedenkt, und vor allem, wann er diese Scheißkäfige wieder abholt.

... the number you called is temporarily not available ... il numero è temporaneamente indisponibile ...

Ich schalte meine schöne Espressomaschine ein. Ich mach ihm jetzt noch mal einen Kaffee. Dann geh ich runter und sage: Ambrogio, das ist die letzte Tasse, morgen bist du weg. Ich werde es ihm sagen. Der Teufel soll mich holen, wenn ich es ihm wieder nicht sage.

Mein Handy läutet.

Paul will übermorgen, wenn wir mit der Band die neuen Songs proben, seinen Kontrabass mitbringen. »Kein Problem, ruf an, wenn du unten im Ort bist, ich hol dich mit dem Suzuki nach oben.«

Mein Turm liegt auf einem Felsplateau über dem Ort Macagno. Diese einzigartige Lage hat viele Vorteile. Und einen Nachteil: Man kann den Turm im Grunde nur zu Fuß erreichen. Man muss die hundert Höhenmeter auf einem ehemaligen Eselsweg überwinden, sehr schmal, sehr steil. Das einzige Gefährt, welches das auch schafft, ist ein kleiner Suzuki Jeep, allradgetrieben, stark untersetzt und vor allem schmal genug.

Von unten sind auf einmal Stimmen zu hören. Ich sehe Ambrogio, stehend jetzt, redend. Vor ihm zwei Personen, ein uniformierter Polizist, ein *carabiniere*, und eine Frau in Jeans und weißer Bluse.

»Lukas«, ruft Ambrogio, »die wollen zu dir.«

Täusche ich mich, oder höre ich in seinem Tonfall eine gewisse Erleichterung heraus, dass sie nicht zu ihm wollen?

DIE NÄCHSTE KLEINE STADT AM SEE, FÜNF KILOmeter von meinem Turm entfernt, ist Luino. Der Literaturnobelpreisträger, der die ganze Welt zum Lachen gebracht hat, Dario Fo, stammt aus dieser Stadt. Jeden Mittwoch kommen Leute von überallher nach Luino, mit Fähren, Booten, Autos, Fahrrädern. Der Wochenmarkt: Stände mit Lebensmitteln aus der Region, Ziegenkäse, Honig, Wildschweinsalami, Kräutertee, Wein, aber auch Kleider, Pfannen, afrikanische Körbe ... alles.

Im Zentrum, zwischen der Hauptstraße und dem Wasser, stand fast 20 Jahre lang ein Gebäude leer, das frühere Hotel *Centrale*. Die dunkelgrüne Farbe der geschlossenen Holzläden vor den hohen Fenstern war abgeblättert, die Eisen an den Balkonen verrostet, der Putz rissig. Jetzt ist das Haus komplett restauriert, gestrichen in diesem matten Rosa-Ton, der für die Gegend am Lago Maggiore typisch ist. *Hotel Centrale* steht jetzt in dunkelroten Buchstaben über dem Eingang. Übermorgen soll es eröffnet werden. Die Piazza davor, zwischen Fähranleger und Bankgebäude, ist schon als Festplatz geschmückt. Girlanden mit weißen Wimpeln sind aufgespannt und bilden einen schönen Kontrast zu den Büschen mit den roten Rosen auf der Terrasse zur Seeseite.

Heute Morgen hat der Rezeptionsmanager bei seinem Kontrollgang durch die Flure und die 32 Zimmer eine Überraschung erlebt. In Zimmer 10 fand er folgende Szenerie vor: Auf dem Kingsizebett lag ein Mensch, eine Frau. Sie war mit der Tagesdecke zugedeckt, die Augen waren geschlossen, das Gesicht war perfekt geschminkt. Aber es war sehr blass.

Zu blass.

»Die Todesursache wissen wir noch nicht. Auch wer die Frau ist, ist unklar. Keine Papiere, keine Handtasche, nichts.« Die Kommissarin in der Jeans und der weißen Bluse sitzt inzwischen oben in meiner Küche. Neben ihr der vom Fußmarsch immer noch gezeichnete Carabiniere, der sich im Gegensatz zu ihr von einem Schweißausbruch zum nächsten hangelt. Er hat schon zwei Glas Wasser hinuntergestürzt und hält das dritte kühlend an den Hals.

Der Kommissarin bin ich schon einmal begegnet. Wir wurden einander auf einem Fest vorgestellt. »Sie beide sollten sich gut verstehen, Sie sind aus dem gleichen Stall.« So was hat der Gastgeber gesagt. Ihren Namen habe ich vergessen, aber jetzt liegt ihre Karte auf dem Tisch: *Cristina Conte. Mordkommission. Provinzhauptstadt Varese.*

Damals hat sie gleich gesagt, »okay, dann ist klar, worüber wir nicht reden, ich hasse Polizistengespräche.« Sie ist blond, schmal und auffällig groß. Wir haben uns dann über Musik unterhalten und auch einmal getanzt.

»Kennen Sie diese Frau?«, sagt sie jetzt und dreht ihr iPad zu mir.

Das Foto der Leiche. Ich sehe dunkelbraune Haare, die das

Gesicht madonnenhaft einrahmen, ich sehe einen schmalen Hals, geschlossene Augen und über der rechten Augenbraue einen Leberfleck, der nicht überschminkt ist. Ich habe selber oft Menschen Fotos vorgelegt und weiß, dass ein zu schnelles Nein verdächtig ist. Ich lasse mir deshalb Zeit mit meiner Antwort.

»Nein«, sage ich.

»Kennen Sie diese Telefonnummer?«, sagt ihr uniformierter Kollege. Die Nummer steht in seinem Notizbuch. Deutsche Vorwahl.

»Ja«, sage ich. »Das ist eine alte Handynummer von mir.«

»Ja, das wissen wir von Ihren ehemaligen Kollegen in München«, sagt Cristina Conte. »Aber die Nummer ist noch aktiv.«

Bei dem Wort aktiv lächle ich sie an. »Nix aktiv. Sie wissen ja, ich habe aufgehört, Polizist zu sein. Dann habe ich anscheinend vergessen, die Nummer abzumelden.«

Sie lächelt auch. »Ja, es hat vorhin ein bisschen gedauert, bis ich in München einen Kollegen am Telefon hatte, der Italienisch kann. Er hat als Erstes gesagt, dass Ihr Abschiedsfest legendär war.«

Sie beugt sich vor. Ihre Augen sind blau. Wäre man billiger Schlagertexter, würde man sagen: blau wie der See.

»Was könnte die Frau, die Sie nicht kennen, veranlasst haben, mit einem Kugelschreiber diese Telefonnummer auf ihren Unterarm zu schreiben?«, fragt sie. »Wahrscheinlich war es das Letzte, was sie tat, bevor sie starb.« Sie macht eine kleine Pause. »Und sie hat noch einen Zusatz geschrieben. *Phone this number*. Haben Sie dafür irgendeine Erklärung, Signor Geier?«

Ich sage: »Nein.«

»Sie haben keinerlei Ahnung, wer diese Frau ist und warum sie Ihre Telefonnummer auf ihren Arm geschrieben hat?«

»Nein.«

Gute Polizisten erkennt man daran, dass sie wissen, wann sie weiterfragen müssen – und wann es keinen Sinn macht. Cristina Conte ist eine gute Polizistin. Sie steht auf, verabschiedet sich und sagt zu mir: »Sie denken noch mal drüber nach, und wir sprechen wieder.«

Ich sage zu dem Carabinieri: »Runter ist der Weg viel leichter, Sie werden sehen.« Und lasse den Hinweis weg, wie schmerzhaft der Abstieg für das Knie sein kann.

3

NEIN. ICH BIN KEIN KOMMISSAR MEHR. DAS MÜSSEN jetzt andere machen. Ich muss mich nicht verantwortlich fühlen. Und ich bin nicht verantwortlich. Ich lasse mich da nicht mehr hineinziehen.

Das Stockwerk unter der Küche ist eigentlich das Wohnzimmer, aber was hier wohnt, sind vor allem Gitarren. Ich nehme die Gibson Hummingbird und setzte mich auf die Couch. Eine akustische Gitarre, sie ist organgerot, und auf ihr Schlagbrett sind Kolibris gemalt. Es war die erste teure Gitarre, die ich mir vor drei Jahren gekauft habe, als ich plötzlich richtig viel Geld hatte. Sie ist original aus den sechziger Jahren. Ich habe sie einen Halbton tiefer gestimmt, damit sie noch voller klingt. Jimi Hendrix hat das auch gemacht. Ich greife gern zu ihr, wenn ich bei einem musikalischen Problem nicht weiterkomme. Ich erwarte mir Hilfe von ihr, von ihrem Ton, von ihrem Geruch, ihrem Holz.

Ich spiele ein paar Akkordfolgen von meinem letzten Album. Bei einem der neuen Songs, die ich übermorgen mit der Band proben will, stimmt etwas nicht mit dem Refrain. Er strahlt noch nicht, das Gefühl, das sich etwas öffnet, wenn er kommt, stellt sich nicht ein. Ein Refrain muss fliegen,

finde ich, abheben. Vielleicht liegt es am Ende der Strophe, vielleicht muss ich dem Refrain dort noch eine bessere Startrampe bauen? Ich versuche ein paar aufsteigende Läufe, die von Moll nach Dur wechseln.

Als ich das erste Mal mit einer Band aufgetreten bin, war ich fünfzehn. Wir hießen »The Galactic Frogs« und waren zu fünft, jeder spielte irgendwas, und wir waren mega aufgeregt. Elektro-Punk nannten wir es. Das *Hide out* am Rotkreuzplatz in München war nur halbvoll, hauptsächlich unsere Freunde – und meine Eltern. Ich weiß noch, wie mein Vater geleuchtet hat vor Freude. Sein Sohn in einer Band. An der Vorstellung, sein Sohn wird vielleicht Musiker, gefiel ihm alles: wie Musiker leben, wie sie sich der Gesellschaft entziehen, wie sie sich immer wieder neu erfinden können.

Als ich ihm später sagte, dass ich Polizist werde, hat er mich ganz anders angesehen. Daran gefiel ihm gar nichts. Sein Sohn ein Ordnungshüter? Ein Bulle? Einer von denen, die mit dem Wasserwerfer Demonstranten wegspülen?

Ich lege die Gibson weg und fahre den Laptop hoch. Er hat zwei zusätzliche Festplatten mit meinem Klangarchiv. Vielleicht kann ein besonderer Klang den Refrain retten?

In meinem Archiv sind abertausend Klänge gespeichert, in Hunderten von Ordnern. Der Klang von Musikinstrumenten natürlich, aber auch Geräusche, von Geräten zum Beispiel, eine Saftpresse, ein Bagger, das längst verschwundene Klingeln von Bahnschranken, die sich senken . . . Menschliche Stimmen aus Liedern, aber auch aus Telefonwarteschleifen

und Radiosendungen. Ein Ordner heißt »Lago Maggiore«. Ich habe hier alles aufgenommen: das Vogelkonzert in den Bäumen rund um den Turm morgens, den Wind in den Blättern der Kastanien und Palmen, das Hämmern des Güterzuges, das Krachen der unglaublichen Gewitter, die Espressomaschine im Café »da Biagio« am Bootshafen, die Glocken der drei Kirchen, der besondere Ton zur halben Stunde.

Auch das Geräusch des anlegenden Fährschiffes und die zugehörige Stimme aus dem Lautsprecher, das quäkende »Maccagno! Maccagno!«

Ich kann mich in diesem Archiv stundenlang verlieren, Kopfhörer auf, Stift und Papier neben mir. Ich notiere Assoziationen, mögliche Verwandlungen der Geräusche in Melodien. Dafür ist in meiner Band Helen zuständig, Keyboarderin, Programmiererin, DJ, eine wirkliche Klangzauberin. Sie kam aus Barcelona hierher, ist aber eigentlich Engländerin. Ich will ihr übermorgen bei der Probe ein bisschen Material vorspielen, vielleicht fällt ihr dazu etwas ein für den Refrain.

Es dämmt schon, als ich wieder nach oben in die Küche gehe und mir eine Pasta mache. Die Sonne ist gerade hinter den Bergen auf der gegenüberliegenden Seeseite verschwunden. Nirgendwo sonst habe ich diese rosafarbenen Streifen und Zeichen gesehen, die jetzt am Himmel erscheinen.

Spaghetti *aglio olio*, sehr scharfe Peperoncini, viel Parmesan. Auf der Arbeitsplatte steht immer noch die Flasche Rotwein ohne Etikett, die ein Mann aus dem Ort vorbeigebracht hat, selbstgemachter Wein.

Das Telefon fiept. Eine SMS mit unbekannter Nummer.

Die im Display angezeigten ersten Wörter der Nachricht sind *causa di morte*. Todesursache. Ich öffne die SMS. Keine Anrede, ich lese:

Todesursache: Stich ins Herz, Tatwaffe: wahrscheinlich lange Nadel, nicht vorhanden. Täter: wahrscheinlich Profi. Spuren: unbekannte Fingerabdrücke einer zweiten Person im Zimmer.

Identität der Toten: Elisabeth Bergner, 47, verheiratet, eine Tochter, Wohnort Brezzo di Bedero.

Unterschrieben ist die SMS von der Kommissarin Cristina Conte. Zwei Minuten später kommt noch eine von ihr:

Haben Sie noch mal nachgedacht?

Es ist weit nach Mitternacht, als ich in meinem Bett liege und merke, dass das mit dem Einschlafen heute schwer wird. In meinem Kopf ist keine Musik, sind keine Klänge. In meinem Kopf sind Sätze, gesprochen von einer Frau – und meine Antworten auf diese Sätze. Wieder und wieder höre ich es:

»Dort kann mich also niemand finden, wirklich niemand?«

»Nein. Dort sind Sie sicher.«

»Das versprechen Sie mir?«

»Das verspreche ich Ihnen.«

ICH ZÄHLE DIE GLOCKENSCHLÄGE. ACHTMAL DIE Glocke und dann noch ein kleiner Schlag, wie von einer Triangel. Halb neun also. Ziemlich spät für mich. Keine gute Nacht gewesen. Eine Nacht voll mit den alten Geistern. Ich mag es, wenn das Erste, was ich am Tag höre, die Kirchenglocken sind, von unten im Ort. Sie machen nie Pause. 24 Stunden am Tag. Sie nerven mich nie. Sie beruhigen mich, als würden sie mir Struktur bringen. Halt?

Ich schaue aus dem Fenster. Ich sehe blauen Himmel – und ich sehe Ambrogio und seinen grünen Pullover. Er sitzt und raucht.

Ich beschließe, heute unten zu frühstücken, im kleinen Café an dem kleinen Platz an dem kleinen Hafen, wo ein paar Boote vor sich hinschwimmen, festgehalten von Ketten und Leinen. »Bei Biagio« heißt das Café, weil der Besitzer Biagio mit Vornamen heißt. So einfach ist das. Es war nicht immer ein Café, lange Jahre war es eine Autowerkstätte. Biagio ist gelernter Automechaniker, sein Spezialgebiet waren Alfa Romeos, wahrscheinlich, weil sie oft kaputt sind. Alfa Romeos sind sehr schön, aber sie sind auch sehr schnell kaputt. *In-stabile*, sagt Biagio immer. *In-stabile*. Wie schöne Frauen, fügt er gerne hinzu. Das war einer seiner Standardsprüche. Heute

sagt er so was Ähnliches, wenn er über Kaffeemaschinen spricht.

Instabile. Als Wort eine Art Allzweckwaffe für das, was das Leben ist.

Mein Vater fuhr einen Alfa Romeo, eine Giulia, ganz weiß war sie, und sie passte farblich wunderbar zu den Farben am Lago Maggiore. Sie war in Italien schöner als in Deutschland, als wüsste sie, dass sie da hingehörte. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir bei den vielen Urlauben am Lago Maggiore jemals mit einem anderen Wagen hier waren. Und meistens stand er für einen Tag bei Biagio in der Werkstatt. Mein Vater liebte es, Biagio bei der Arbeit zuzuschauen. Und ich mochte es als Kind auch sehr, wenn mein Vater mich mitnahm. Ich mochte den Geruch in der Werkstätte, Benzin, Öl und den Kontrast zur frischen Luft, die der See heranfächerte.

Wenn ich an meinen Vater denke, fällt es mir schwer, das Bild von ihm scharf zu stellen. Sein Gesicht, seine Konturen, alles immer weit weg, irgendwie verschwommen. Hat es damit zu tun, dass er von einem Tag auf den anderen verschwunden war? Gibt es im Gehirn etwas, was zuständig ist für die Bilder der Erinnerungen? Kann es sein, dass Fragen Bilder blockieren? Darüber würde ich mich gerne mit einem Gehirnforscher unterhalten, aber ich kenne keinen. Stimmt gar nicht, ich kenne einen Gehirnforscher, aber den kann ich auch nicht fragen. Der ist nämlich vor ein paar Jahren ... ach, lassen wir das, das ist wirklich eine andere Geschichte.

Ich versuche es zu vermeiden, an meine Eltern zu denken.

Unten im Café ist einiges los. Ein Polizeiwagen steht in zweiter Reihe, ein Müllwagen dahinter, und ein paar Meter weiter parkt ein Lastwagen mit einer großen Betonmischmaschine. Alle machen Pause, alle trinken einen Kaffee. So ist es immer bei Biagio. Er selbst steht schon länger nicht mehr hinter dem Tresen, er hat den Laden längst an seine hübsche Nichte übergeben. Biagio kommt nur noch abends vorbei, zum Weintrinken und Kartenspielen.

Immer viel Leute da, und trotzdem geht es schnell. Heute ist das auch so. Ich bestelle immer einen Cappuccino und ein Mineralwasser und entweder ein Cornetto mit *marmellata*, beste Lösung, oder ein Cornetto mit *nix drin*, zweitbeste Lösung, oder ein Cornetto mit *crema*, drittbeste Lösung. Es ist jedes Mal eine kleine Lotterie, was noch da ist und was nicht mehr. Heute ist es die erstbeste Lösung, mit ihr setze ich mich draußen an einen der Tische. Die Sonne scheint, sie wärmt, ist noch nicht zu heiß.

Biagio hat irgendwann seine Autowerkstätte zugemacht und eine Pizzeria an einem anderen Ort im Dorf eröffnet. Das ging wieder ein paar Jahre, dann war Schluss mit der Pizzeria, und er verwandelte die Autowerkstätte in das Café. Am Lago Maggiore wundert sich niemand über solche Veränderungen. Die Menschen hier stellen Dinge gerne auf den Kopf.

Ein Cornetto, das Wasser und der Cappuccino kosten drei Euro fünfzig. Der Blick dazu kostet nichts: Der Platz mit den Platanenbäumen, vorn der kleine Hafen und das Wasser.

Es muss mit der vergangenen Nacht zu tun haben, mit der Stimme, die mich so lange nicht einschlafen ließ: Mir ist so gar nicht friedlich zumute, gar nicht nach Idylle. Ich nehme

mein Handy und wähle eine der gespeicherten Nummern, die ich schon lange nicht mehr benutzt habe. Wenn das Handy dort läutet, wo ich glaube, dann könnte es rein ortsmäßig kaum einen größeren Kontrast geben: Vom Lago Maggiore nach München, in die Landsberger Straße, eine der hässlichsten Straßen der Stadt, und als würde das nicht reichen, dann noch weiter in einen besonders gruseligen Fünfinger-Jahre-Hinterhof, alles dunkelbraun, und dort im zweiten Stock in einem Seitenflur. Ein paar Büros, eine kleine Kaffeeküche. Im Haus residiert die staatliche Baubehörde. Unsere Abteilung trägt den offiziellen Titel »Innenrevision«. Der vorgeschobene Auftrag lautet: Bekämpfung der Korruption. Ausdrücklich ist jeder Kontakt zu Mitarbeitern der Baubehörde untersagt.

Acht Jahre habe ich dort gearbeitet.

Die Mailbox springt an: »Frank Becker. Nachricht nach dem.« Ich muss grinsen. Immer noch die gleiche Ansage. Ich freue mich, seine Stimme zu hören. Frank hat immer gesagt, bestimmte Dinge tut ein Polizist nicht. Dazu gehört: Ein Polizist sagt nicht »Piep«, auch nicht »Pfeifton«. »Nach dem« – muss genügen.

Frank Becker hat Prinzipien, das kann man nicht anders sagen. Bestimmte Dinge tut man nicht. Er war der Einzige in unserer Abteilung, der mich nicht angepumpt hat, als sich rumgesprachen hatte, dass sich der große Geldregen über mein Haupt ausschüttete. Und er war der Einzige, der Italienisch konnte.

Ich schaue auf die Uhr. Früher hat es immer drei Minuten gedauert, bis Frank zurückrief. Nach drei Minuten läutet mein Handy. Ich geh nach dem ersten Läuten ran.

»Hallo, Frank«, sage ich.

»Was willst du?«, sagt er. »Hast du vergessen, dass du nicht mehr dazugehörst?«

»Frank, sie hat meine Telefonnummer auf ihren Arm geschrieben. Gestern war die zuständige Kommissarin hier bei mir. Die rückt mir auf die Pelle. Ich muss der irgendwas sagen.«

»Du musst gar nichts sagen. Du musst sagen: Ich bin raus und weiß nix. Das ist doch nicht so schwer.«

»Wie lange haben wir nicht mehr gesprochen, Frank?«, sage ich.

»Das weißt du wahrscheinlich besser als ich. Hier geht alles seinen Gang«, sagt er.

»Was ist da passiert in dem Hotelzimmer? Hast du irgendeine Vorstellung?«

»Du glaubst nicht im Ernst, dass ich darauf antworte?«
Ich schweige.

Nach einer Weile sagt Frank: »Ich rede noch mal mit der Kommissarin. Ich erledige das. Das ist schon vereinbart mit ihr. Ich fliege übermorgen nach Mailand.«

»Wenn du hier bist: Trinken wir einen Kaffee?«, frage ich.

»Okay, Lukas, das machen wir«, sagt er. »Soll ja schön bei dir sein.«

Ich sitze noch bisschen bei »Biagio«. Trinke noch einen Cappuccino und dann noch einen. Wenn Frank Becker nach Italien fährt, will er vor allem Nebelraketen zünden. Falsche Spuren legen, verwirren. Das ist das Geschäft. Das Übliche. Wenn er aber so schnell kommt, muss noch was anderes sein. Irgendetwas beunruhigt ihn, und zwar sehr.